Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 12 (1970)

Artikel: Bündner-Buben im Unterland

Autor: Ribi, Hilde

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971768

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bündner-Buben im Unterland

Von *Hilde Ribi*

Schlimm war es in Zürich um die Reformation bestellt, nachdem Huldrych Zwingli, und mit ihm ein paar hundert seiner Gesinnungsgenossen, im Kampf wider die Kriegerscharen der Fünf Orte, der Luzerner, Zuger, Urner, Schwyzer und Unterwaldner, bei Kappel am Albis erschlagen worden war. In Wut ward seine Leiche gevierteilt und dann auf einem Scheiterhaufen verbrannt, so daß keinerlei Grabstätte vom Dasein des gewaltigen Mannes zeugt. In der Schlacht am Gubel, oberhalb Ägeri, sind dann, keine zwei Wochen später, in der Nacht vom 23. auf den 24. Oktober 1531, die Reformierten abermals bös geschlagen worden. Einzig Leo Jud, seit Pfingsten 1522 der erste evangelische Pfarrer an der Peterskirche in Zürich, ein gebürtiger Elsäßer, verheiratet mit einer St. Gallerin, vermochte damals dem Chaos zu steuern. Denn alsbald nach der Katastrophe von Kappel hatte das Volk landauf, landab heftig zu murren und das schreckliche Unglück, das so manche Frau zur Witwe machte, so viele Kinder verwaisen ließ, Zwingli und seinen Anhängern in die Schuhe zu schieben begonnen. «Wenn man thäte und gloubte, wie ander lüt, so ging es ihnen ouch wie anderen lüten. Im alten päbstischen glouben wäre aller fried und eynigkeit gewesen, by disem nüwen evangelischen glouben wäre alle uneynigkeit und zweyung»; mit diesen Worten hat seinerzeit Johannes Stumpf, ein gelehrter Mitarbeiter des großen Reformators, die allgemeine Stimmung geschildert. Man trachtete damals Leo Jud die verwaiste Pfarrstelle am Großmünster und das Amt des obersten Leiters der Zürcher Kirche anzuvertrauen. Doch sowohl er als auch Oekolompad, der Antistes von Basel, lehnten ab. Da hat denn der Rat der Zweihundert am 9. Dezember Heinrich Bullinger, einen damals erst siebenundzwanzigeinhalbjährigen Theologen, zu Zwinglis Nachfolger gewählt. Er war vordem Schulmeister in Kappel gewesen, war dann im Mai des Jahres 1529 in seinem Heimatstädtchen Bremgarten zum Pfarrer bestellt worden und hatte sich am 17. August desselben Jahres vermählt mit Anna Adlischweiler, einer ehemaligen Nonne aus dem dannzumal schon seit einigen Jahren aufgehobenen Zürcher Dominikanerinnenkloster am Oetenbach, mit der er schon an die zwei Jahre verlobt gewesen.

Noch immer galt es dannzumal begreiflicherweise in weiten Kreisen der Bevölkerung als stoßend, daß die Geistlichen sich Frauen nahmen und Kinder aufzogen. Schließlich war es noch keine sechs Jahre her, daß dergleichen zum erstenmal geschehen war. Am 28. April, anno domini 1523, hatte Wilhelm Röubli, Pfarrer im heute zum Zürcher Stadtgebiet gehörenden Dörfchen Witikon, sich mit einer hablichen und wie es hieß «schönen und ehrbaren» Bauerntochter, Adelheid Leemann, in seiner eigenen Kirche vom damaligen Pfarrer von Schwerzenbach in aller Öffentlichkeit und unter lebhafter Beteiligung seiner Gemeinde trauen lassen. Daß zum neuen Glauben sich bekennende Geistliche sich verehelichten, ist darnach sehr rasch nicht nur die Regel, sondern in aller Form geradezu gefordert worden. Als Huldrych Zwingli, ein knap-

pes Jahr nach seinem Witikoner Kollegen, Anna Reinhart, eine Witwe, «in welcher er seinen Schutzgeist für das irdische Leben gefunden», zum Altar führte, waren in Zürich und auch anderswo schon Pfarrer in großer Zahl verheiratet. — Heinrich Bullinger immerhin hat, «von minderen Geläufs wegen und daß es stiller zuginge», weder in Kappel noch in Bremgarten, sondern in Birmensdorf, der Pfarrei seines Bruders, geheiratet, der seinerseits ein paar Monate zuvor übrigens ebenfalls eine frühere Klosterfrau geehelicht hatte. Erstaunlicher noch aber mag die Tatsache berühren, daß am Silvestertag desselben Jahres 1529 auch der beiden Vater, Heinrich Bullinger der Ältere, langhin katholischer Priester, im Großmünster in Zürich Hochzeit feierte und seine geliebte Anna Wiederkehr, eines Müllers Tochter, mit der er seit Jahrzehnten in verschwiegenem Herzensbündnis gelebt, endlich vor aller Welt zu der Seinen machte.

Nicht lange nach der unseligen Schlacht bei Kappel, nachdem die Lage immer bedrohlicher geworden war, ist Heinrich Bullinger mit seinem Bruder und einem weiteren Geistlichen aus Bremgarten nach Zürich geflohen. Unmittelbar darnach drangen die Katholischen in Bremgarten ein, plünderten sein Heim und besetzten es mit dreißig Mann. Da ist denn die junge Pfarrfrau, welche vorerst mit ihrer Magd zurückgeblieben war, zusamt ihren beiden kleinen Mädchen von damals sechs Monaten und anderthalb Jahren, ihrem Mann eilends nachgefolgt. Es heißt, die Soldaten hätten sie aus dem Stadttor nicht herauslassen wollen, worauf sie ihnen kurzerhand den Schlüssel aus der Hand genommen und sich und ihren Kleinen den Ausgang selber verschafft habe. Alsbald hat dann der junge Bullinger, nunmehr mit seiner tapfern Frau wiedervereint, am Großmünster zu predigen begonnen, fand große Zustimmung, lehnte Berufungen nach Bern und Basel ab und wurde zum Antistes und großartigen Verwalter und Vollstrecker von Zwinglis Erbe auf Jahrzehnte. Fast Jahr um Jahr hat seine Anna ihm ein Kind geboren. Als das Paar 1536 umsiedelte in die sogenannte Custorey, das Antistitium, dicht beim Großmünster gelegen (heute Zwingliplatz 4), da waren es ihrer bereits fünf, und endlich im Jahre 1547, mit der Ankunft des letzten seiner Kinder, des Söhnchens Felix, waren es ihrer elf, von denen freilich drei schon im zarten Kindesalter gestorben sind. Es hat dannzumal nämlich, wie andernorts auch, in der Kleinstadt Zürich mit ihren etwa 6000 Einwohnern immer wieder die Pest gewütet. So schwer hat sie nicht zuletzt auch Bullinger mitgespielt, daß in der Tat schon in der zweiten Generation seine direkten Nachkommen ausstarben, dahingerafft von der fürchterlichen Epidemie des Jahres 1611. Auch den Bündnern hat damals die stete Furcht vor dem «schwarzen Tod» ständig in allen Knochen gesessen. Der rätische Humanist Simon Lemnius, der in Bologna mit dem Dichter-Lorbeer gekrönt worden war und die Odyssee ins Lateinische übertragen hatte, starb, jung noch, im Jahre 1550 zu Chur an der Pest, nachdem er dort in den letzten fünf Jahren seines Lebens Lehrer an der Nicolaischule gewesen war. Mit Erbrechen, Durst bis zum Wahnsinn, Flecken und schwarzen Beulen am ganzen Leib ging die Krankheit einher. In den Jahren 1629 bis 1631 hat sie in Bünden ganze Talschaften bis zur Hälfte, ja bis auf einen Drittel der Einwohner erbarmungslos entvölkert. Zuhauf wurden die Toten eilends in Äckern und Wiesen verscharrt, nachdem die Friedhöfe sie nicht mehr zu bergen vermochten.

Schon anno 1519, in jenem Jahre, da Zwingli soeben erst sein Leutpriesteramt am Großmünster angetreten hatte, gingen in Zürich 2500, in Winterthur 500 Menschen an der Pest zugrunde. Zwingli selbst lag damals an der furchtbaren Krankheit darnieder. Im September ist er erkrankt. Er trage noch immer Pflaster auf seinen Wunden, teilte er im Oktober Vadian nach St. Gallen mit, und sein Gedächtnis habe gelitten; im übrigen sei er's nun aber leidgeworden, weiterhin Medikamente und Arzneien zu schlucken. Er ist langsam genesen und wieder zu Kräften gekommen; hingegen wurde im Jahre darauf sein jüngerer Bruder von der schrecklichen Krankheit dahingerafft.

Viel schlimmer aber hat die Beulenpest, welche schon im 6. Jahrhundert n. Chr. vom Orient her sich ausbreitete und allein in den drei Jahren von 1348 bis 1350 in Europa 25 Millionen Menschenleben forderte, in Bullingers Familie gehaust. Schon 1541 starb ihnen daran ein zweijähriges Söhnchen. Mit unvergleichlich grimmigerer Wucht aber brach der «schwarze Tod» ein Vierteljahrhundert später, in den Jahren 1564/66, über Stadt und Landschaft Zürich herein. Es seien, heißt es, damals im ganzen Kanton 33 350 Menschen dahingegangen. Längst vermochten die Friedhöfe die Toten nicht mehr zu bergen. In Zürich wurden sie neben der großen Treppe, welche vom Großmünster hinunter gegen das Helmhaus führt, ohne Särge in Gruben geschichtet und mit Kalk bedeckt. 1564, Ende März, ist die Seuche von Süddeutschland her über Basel in unser Land eingedrungen, und schon am 1. April ist ihr Zürichs ungemein tüchtiger und speditiver Buchdrucker Christoph Froschauer zum Opfer gefallen. Im September erreichte das gleiche Schicksal den Professor Bibliander, und im selben Monat, am 15. September 1564, streckte die Pestilenz auch Bullinger darnieder. Unsägliche Schmerzen soll er gelitten haben, war auch zwei Tage völlig bewußtlos und berief endlich sein Haus und sämtliche Diener der Kirche herbei, um von ihnen allen Abschied zu nehmen. Bullinger aber, rührend umsorgt von seiner Frau, die alsbald selber erkrankte, genas. Seine Anna aber ist schon am 25. September gestorben. «Während ich tötlich darniederliege, wird von derselben Krankheit auch meine theure Gattin befallen, die Zierde der Frauen, die Stütze meines Alters, und am neunten Tage verscheidet sie», schrieb der Sechzigjährige verzweifelt an einen Freund, und nach Chur, an den dortigen Stadtpfarrer Fabricius, meldet er am 2. November: «Fünf Wochen sind es, seit mir der Herr meine innig geliebte Gattin entriß. Du weißt, wie sie gewesen ist und kannst Dir leicht denken, welch einen Schmerz mir dies erwecken mußte.» Doch es blieb bei weitem nicht seine einzige Prüfung. Sieben Wochen später starb an der Pest seine noch in Bremgarten geborene Tochter Margarete, Ludwig Lavaters Frau, Mutter von sieben Kindern. Im Jahre darnach, als auch der hochberühmte Naturforscher Conrad Gesner, der dannzumal Zürichs Stadtarzt war, ganz nahe dem Antistitium in seiner Wohnung elendiglich dahingegangen war, starben zwei weitere Töchter Bullingers, 33- und 35-jährig, und mit ihnen jene treue Magd Brigitte, welche schon im jungen Pfarrhaushalt in Bremgarten gedient hatte und dann mit nach Zürich übersiedelt war. Und endlich starb damals auch Zwinglis einzige Tochter, die liebliche Regula Gwalter, welche Heinrich und Anna Bullinger mit ihren eigenen Kindern großgezogen hatten.

Die beiden haben durch Jahrzehnte hin einem großen, oft kaum zu bewältigenden Haushalt vorgestanden. Bullinger hatte nämlich, nachdem er sein Amt angetreten und sich in Zürich installiert hatte, unverzüglich nicht nur seine eigenen Eltern, sondern auch Zwinglis Witwe zu sich genommen, zusamt ihren drei Kindern. Anna Zwingli, geborene Reinhart, ist schon 1538 gestorben. Drei Jahre später verschied an der Pest in Straßburg ihr älterer Sohn Wilhelm; der jüngere, gleich seinem Vater Huldrych geheißen, studierte auf seines Ziehvaters Kosten in Basel und hat sich 1549 dann mit der neunzehnjährigen Anna, Bullingers Erstgeborener, verheiratet. Die soeben erwähnte Regula aber vermählte sich schon 1541 mit Rudolf Gwalter, welcher — ein armer Waisenknabe — ebenfalls bei Bullingers aufwuchs und nach seines Betreuers Tode dann selber Großmünster-Pfarrer und Vorsteher der Zürcher Kirche wurde.

Lebhaft und ungemein gastfreundlich ging es bei Bullingers zu. Es hätten da oftmals gut und gern ihrer zwanzig bis dreißig Leute, groß und klein, am Tische gesessen. Wie der Hausherr daneben seine geradezu ungeheuerliche Arbeitslast zu bewältigen vermochte, ist schlichthin unbegreiflich. Er ist mählich nämlich ein geradezu weltberühmter Mann geworden, hat jahrelang Tag für Tag gepredigt, zum letztenmal am 20. Mai 1575, hat daneben Werk um Werk veröffentlicht und korrespondiert mit Hunderten von Geistlichen und Ge-

lehrten nah und fern. Bis zu seinem Tode sind, kleinere Arbeiten nicht mitgezählt, nicht weniger als 119 Schriften und Bücher aus seiner Feder gedruckt worden. Größte Berühmtheit erlangte sein sog. «Hausbuch», eine Sammlung von fünfzig Predigten. Davon sind lateinische, deutsche, englische, französische, insbesondere aber nicht weniger als zwölf Ausgaben in holländischer Sprache erschienen. Dieses Bullingersche «Huys-boeck» hatte noch lange nach seines Schöpfers Tod, gemäß einer von den holländischen Reedereien und dem Amsterdamer Kirchenrat gemeinsam getroffenen Vereinbarung, zusamt der Bibel eisern mitgeführt zu werden auf sämtlichen Schiffen der im März des Jahres 1602 gegründeten Holländisch-Ostindischen Compagnie, und jeden Tag sei daraus den Schiffsmannschaften vorgelesen worden. 618 Predigten, alle gehalten in Zwinglis Geist, sind von Bullinger im ganzen zum Druck gegeben worden. Daneben war er ein bedeutender Historiker, der sich unermüdlich Neuigkeiten von überall her erbat und jede Nachricht, welche ihm zukam, sorgfältig buchte und einordnete. Er war ein Mann souveränen Überblicks und strengster Ordnung. Neben sich hatte er in späteren Jahren den kuriosen Chorherrn und zweiten Prädikanten am Großmünster, Johann Jakob Wick (1522 bis 1588), der, chronologisch in 23 stattlichen Bänden, alles zusammentrug, was irgend sich zu seinen Lebzeiten begab an Verbrechen, Himmelserscheinungen, Spuk, Unfällen und Vorkommnissen aller Art, eine großartige Materialsammlung, die er, so Illustrationen sich ihm nicht darboten, kurzerhand mit der anschaulichsten Naivität selber bebilderte.

Doch unser Thema verleitet zu Abschweifungen. Es heißt zurückzukommen auf Bullingers gastliches Haus, in dem so viele Menschen vertrauensvoll ein- und ausgegangen sind. Ein Strom von Glaubensflüchtlingen hat sich in den Fünfziger Jahren über Zürich ergossen. Am 6. Juli 1553 starb blutjung, im Alter von erst fünfzehn Jahren, der reformierte englische König Eduard VI. Zwei Tage später wurde seine Nichte, die nur wenig ältere Jane Grey, Tochter des Herzogs von Suffolk, ausgezeichnet durch hohe Tugend, Schönheit und wahrhaft stupende Bildung, zu seiner Nachfolgerin ausgerufen. Sie hat an Bullinger ein paar großartige, in lateinischer Sprache abgefaßte Briefe geschrieben, Briefe, in denen sie beteuert, aus seinen Schriften unermeßlichen Gewinn gezogen zu haben, einen davon noch im Juni, unmittelbar ehe sie Königin wurde. Ihr Regime hat aber bloße zehn Tage gedauert. Ihre intrigante Tante, Maria die Katholische, die man nachmals auch «die Blutige» genannt hat, verstand es, Staatsrat und Parlament für sich zu gewinnen. Schon am 19. Juli hat sie den Thron bestiegen und alsbald die alten Ketzergesetze wieder in Kraft gesetzt. Ihre Nichte aber, «ein wahrer Edelstein, nicht bloß ihres unglaublichen Wissens wegen, mit dem sie allen Frauen der Zeit mit ihren siebzehn Jahren weit voraus war, sondern wegen der einzigartigen Festigkeit, durch die sie die Männer im Kampf um Christus übertraf», ließ sie samt ihrem Gemahl am 12. Februar 1554 hinrichten. Vier Jahre lange hat hernach das Regime der grausamen Herrscherin gedauert, und in Scharen haben die protestantischen Engländer damals ihre Heimat verlassen. Manch einem ward in Zürich freundliches Asyl gewährt, manch einer hat bei Heinrich und Anna Bullinger im Antistitium am Tisch gesessen und Beschwichtigung und wohltuenden Zuspruch erfahren.

Im Winter 1554/55 sodann kamen mühselig über den Bernhardin und durch die Viamala jene Flüchtlinge gezogen, welche ihres Glaubens wegen aus Locarno vertrieben worden waren. Durch Bullingers Vermittlung hatte der Rat sie eingeladen, sich in Zürich niederzulassen. Am 12. Mai kamen sie den See hinabgefahren, hundertsechzehn Leute insgesamt, «mehrteils von den besten Geschlechtern und vom Adel», wurden am Seetor von Bullinger unter allgemeinem Jubel begrüßt und fanden fürsorgliche Aufnahme. Diesen Einwanderern verdankte die Stadt bald darnach einen gewaltigen Aufschwung ihrer Seiden- und Woll-Manufakturen. Unter den Ankömmlingen befanden sich die von Muralt und von Orelli. Der Arzt Johannes von Muralt war

der erste, dem dann schon am 31. Januar 1566 zusamt seinen Söhnen das Zürcher Stadt-Burgerrecht geschenkt wurde, in dankbarer Anerkennung, weil er sich in der Pestzeit der beiden vergangenen Jahre als äußerst hilfreich erwiesen hatte. Es liegt auf der Hand, daß Bullinger auch diesen Glaubensgenossen sein volles Augenmerk zuwandte. Schon kurz nach ihrer Ankunft hat er übrigens eine Schrift erscheinen lassen mit dem Titel «Wahrhafte Verzeichnuß, wie die frommen und rechtglöubigen lüt von des h. evangelischen Glaubens wegen durch die 7 ort der Eidgenoßschaft uß ihrem vaterland, von Luggaris, vertrieben sind».

Das Gehalt eines Zürcher Pfarrers im 16. Jahrhundert war eher kümmerlich. Von Leo Juds Frau — sie hausten im heute noch wohlerhaltenen alten Pfarrhaus an der Peterhofstatt — ist bezeugt, daß sie Tag und Nacht am Webstuhl saß, um mit zum Unterhalt der Ihren beizutragen. Auch Juds — von den Zürchern übrigens vertraulich und bündig «Meister Leu» und «Mutter Leuin» genannt — versorgten zu ihren eigenen sechs Kindern hinzu oftmals Flüchtlinge, und sowohl der St. Peter-Pfarrer als auch Bullinger nahmen gegen geringes Kostgeld auswärtige Jünglinge in ihr Haus auf, nicht allein nur um sie tüchtig heranzubilden und sie verläßlich für ihre Sache zu gewinnen, sondern auch um ihrer Haushaltkasse etwelchermaßen aufzuhelfen.

Man hat sie früh von zu Hause weggeschickt, die Buben, sich Bildung zu erwerben, in der damaligen Zeit. Heinrich Bullinger selber ist schon mit zwölf Jahren aus seinem Elternhaus in Bremgarten geschieden und hat zu Emmerich am Niederrhein die Stiftsschule bezogen, und schon mit fünfzehn Jahren ist er Student in Köln geworden, hat dort übrigens seine entscheidende Hinwendung zur Reformation erlebt. Einigen seiner damaligen Lehrer ist er zeit ihres Lebens verbunden geblieben. Was eine gute Unterkunft für junge Scholaren bedeutete, hat er jedenfalls seinerzeit am eigenen Leibe erfahren. In seinem Hause beherbergte er schon in den Dreißigerjahren junge Engländer, welche ihm der damalige, für die britische Reformationsgeschichte hochbedeutsame Erzbischof von Canterbury zugesandt und anempfohlen hatte. Aber auch Schweizer, so zum Beispiel der Sohn des Landvogtes auf Kyburg, fanden bei ihm Tisch und Bett, und auch sein Patenknabe Josias Simler, 1530 geboren, der dann ein großer Gelehrter und schon mit 21 Jahren sein Schwiegersohn wurde, hat zuzeiten bei ihm gewohnt.

Um nun aber endlich zu unserem eigentlichen Thema zu kommen: Bullinger hat in den Fünfzigerjahren auch ein paar Buben aus der Pündt in seinen Haushalt aufgenommen, von denen im Folgenden die Rede sein soll. «Die Pündt», so überschrieb in seinem geographischen Kartenwerk Johannes Stumpf seine im Jahre 1552 mit andern Atlasblättern «by Christoffel Froschower» an den Tag gebrachte Landtafel Rätiens.

Zahllose Briefe, wir sagten es schon, hat Bullinger zeit seines Lebens sowohl an geistliche als auch an weltliche Zeitgenossen, zahllose Briefe hat er auch an Bündner geschrieben. Schon 1539 wandte er sich an den damals allmächtigen Johannes Travers aus Zuoz; der war, geboren 1483, 1519 in den Adelsstand erhoben, ein humanistisch gebildeter, bei Alt- und Neugläubigen hochangesehener Staats- und Kriegsmann, der langhin (er wurde achtzig) höchstes Ansehen genoß, dreizehnmal Landammann des Oberengadins und einmal auch Landeshauptmann des Veltlins gewesen war, Verse und Dramen in seinem landseigenen Idiom verfaßt und damit erstmals das Ladinische zur geschriebenen Sprache erhoben hatte. Öfters auch übernahm er Gesandtschaften nach Mailand, nach Venedig, zu den Eidgenossen, zu Kaiser Ferdinand I., der ein Bruder Karls V. und wie jener ein erbitterter Gegner der Reformation war, reiste auch mit Balthasar von Planta nach Basel, um da energisch Genugtuung zu verlangen von Sebastian Münster, der in seiner «Cosmographie» schwarz auf weiß hatte verlautbaren lassen, die Engadiner seien «größere Diebe als die Zigeuner», Vorlage möglicherweise für Friedrich Schiller, wider den dann, spät im 18. Jahrhundert, in Stuttgart vorgegangen

wurde, weil er Graubünden unvorsichtigerweise als «das Athen der Gauner» bezeichnet hatte. Johannes von Travers war befreundet mit dem bündnerischen Geschichtsschreiber Ulrich Campell, kannte Gilg Tschudi und Glarean, korrespondierte auch mit den Reformatoren Melanchthon und Calvin. Auf seine Zusammenarbeit mit Bullinger aber geht unmittelbar die Gründung der Nikolai-Schule in Chur, der ersten bündnerischen Landesschule, zurück. Im Herbst 1539 wurde sie eröffnet in den Räumlichkeiten des aufgehobenen Nikolai-Klosters. Unermüdlich hat Bullinger fortan diese Schule, gewissermaßen Bündens erstes Gymnasium, Pflanzstätte zur Allgemeinbildung und zur Gewinnung reformierter Geistlicher, gefördert, hat ihr gute Lehrer zugehalten und ihren Zöglingen Empfehlungen mitgegeben an auswärtige Universitäten. Der Briefwechsel zwischen Bullinger und Travers war hernach einige Jahre lang ziemlich rege. Sie haben Schriften untereinander ausgetauscht, haben einander politische Neuigkeiten übermittelt, Bullinger berichtete über die Fortschritte der Reformation, übersandte dem Bündner eine von ihm betreute Schrift Vadians, bekam seinerseits Engadiner Fettkäse und einmal auch als besonderen Leckerbissen vier Murmeltiere übermacht. 1543 hat er Travers jüngerem Sohn und drei weiteren Jünglingen aus dessen Bekanntenkreis in Zürich Unterkunft besorgt, als sie als Scholaren herkamen, um da zu studieren, hat dem jüngeren Travers auch Empfehlungen nach Basel mitgegeben, als er sich zwei Jahre später dort an der berühmten Hochschule weiterauszubilden begehrte.

Selbstverständlich aber ging Bullingers Hoffnung allezeit gezielt darauf aus, des Jünglings einflußreichen Vater für die Kirchenreform zu gewinnen. Die entschiedene Hinwendung zum neuen Glauben aber scheint diesem markanten Bündner schwergefallen zu sein. Fort und fort noch immer besuchte er die Messe, so daß anno 1551 Bullinger ihn ernstlich darauf hinwies, er sei nunmehr ein Greis, dem Tode nahe, und möge sich endlich entscheiden. 1554 war es dann soweit. Da beurlaubten die Churer ihren Pfarrer Gallicius, einen gebürtigen Engadiner, der dann im Februar jeden zweiten Tag bald in Zuoz, bald in den Nachbargemeinden das Evangelium verkündete. Noch im hohen Alter von 73 Jahren hat übrigens Johannes von Travers, mit Bewilligung der Synode, in Zuoz einige Male unter großer Anteilnahme der Bevölkerung persönlich die Kanzel bestiegen. Aber ein verläßlicher Reformierter ist er dennoch nie geworden. Bullinger hat schließlich jegliche Beziehung zu ihm abgebrochen, und als der eigenwillige Potentat 1563 in hohen Jahren starb, da hieß es allerorten, der Churer Bischof habe jedenfalls an ihm einen großen Beschützer verloren. Versuche, das Hochstift in Chur in den Jahren 1558 bis 1561 aufzuheben, sind jedenfalls gescheitert. Es war auch ausgerechnet ein Enkel Travers', welcher in jenen Jahren, da der Bischof oft abwesend war, das Amt des sog. bischöflichen Hofmeisters innehatte.

Wesentlich persönlicher hatten sich mittlerweile Bullingers Beziehungen zu Travers' Schwiegersohn, zu Friedrich von Salis, der dann zum eigentlichen Reformator des Ober-Engadins wurde, gestaltet. Aus seiner Ehe mit Ursina von Travers war ihm ein einziges Kind, der zärtlich geliebte Sohn Johannes, seinem berühmten Großvater zuliebe Johannes Travers von Salis geheißen, geschenkt worden. Auch Friedrich von Salis war einer der gebildetsten Bündner seiner Zeit; er beherrschte gleichermaßen geläufig in Wort und Schrift die lateinische, die deutsche, die italienische und die romanische Sprache und einigermaßen auch das Griechische, bekam hohe Ehrenämter anvertraut und unternahm oftmals Gesandtschaften nach Venedig.

An Bullinger wandte er sich erstmals am 22. Oktober 1556, berichtet von Glaubensgenossen, welche derzeit in Bergamo gefangen säßen und denen er demnächst auf der Durchreise nach Venedig beizustehen gedenke; vor allem aber war es ihm in dieser ersten Zuschrift um seinen damals etwa elfjährigen Sohn zu tun, der bislang in Samaden von einem Johannes Jenatius (Jenatsch) unterrichtet worden sei, nun aber zu weiterem Studium

in Zürich unterkommen sollte. Schon ein Vierteljahr später brachte er dann seinen Buben persönlich ins Unterland und war hocherfreut, daß Bullingers sich dazu entschlossen hatten, ihn, seinem Vater und dem Großvater zuliebe, in ihr eigenes Haus aufzunehmen. Monate-, ja ein rundes Jahr lang ist man denn auch über die also getroffene Regelung beidseits sehr befriedigt gewesen. Der Bub rühmte in seinen Briefen nach Hause uneingeschränkt seinen Kostort und bezeigte sich angetan vor allem von der liebevollen Umsicht, welche Frau Anna ihm angedeihen ließ. Bloß daß er nach einiger Zeit dann von der Krätze befallen wurde, einer durch Milben hervorgerufenen Hautkrankheit, welche mangels hygienischer Einrichtungen in jenen fernen Zeiten recht häufig auftrat, so daß man ihn auf seiner Eltern Bitte hin nach Baden sandte, damit die Wasser dort ihm Heilung brächten. Ordentliches Heimweh nach Zürich scheint ihn während der Kur geplagt zu haben. Sein besorgter Vater ist dannzumal persönlich erschienen und hat Bullingers hernach brieflich ans Herz gelegt, man möge ja seinen Hans Travers nicht frische Kirschen, Äpfel und dergleichen unbeschränkt schmausen und ihn auch nicht im kalten Wasser baden lassen.

Nicht lange darnach hatte Friedrich von Salis abermals im Venezianischen zu tun, diesmal, um dort Freiheit des Handels zu erwirken für seine Landsleute, welche zum neuen Glauben übergetreten waren. Auf dieser Reise besorgte er als Geschenk für seines Kindes Betreuer eine kleine Uhr und ein Stück venezianisches Tuch, für den Sohn selber aber eine Laute, mit der Bitte, ihm Unterricht in deren Spiel zu verschaffen. Der gestrenge Großvater soll freilich mit solcher Alfanzerei gar nicht einverstanden gewesen sein; lernen, dünkte ihn, vor allen Dingen lernen möge der Bub und keine Flausen im Kopfe haben. Bullinger aber mag solchen Musikunterricht nicht zuletzt begünstigt haben, weil auch Zwingli, sein verehrtes Vorbild, darauf große Stücke hielt. In seiner Reformations-Chronik, welche Bullinger als die Krönung seines Lebenswerks betrachtet hat — sie kursierte seinerzeit in unzähligen Abschriften und ist erst 1838 erstmals gedruckt worden —, steht ein Passus, in welchem Zwinglis Einstellung zur Musik deutlich zum Ausdruck kommt.

«M. Ulrich Zwingli ist im Essen und Trinken gar ein mäßiger Mensch und sonst auch einer starken gesunden Komplexion, nicht schwermütig, sondern eines freien, fröhlichen Gemüts gewesen, daß er seine große und vielfältige Arbeit, insbesondere durch Gottes Gnade und besondere Hilfe wohl hat haushalten mögen; zudem er dann die Musicam gebraucht hat zur Erlabung und Ergötzung des beschwerten Gemüts, wie er dann auch zu diesem Ende hin seine ehrbare Gesellschaft gottseliger und freundlicher Leute und ergetzliche und nutzbare Gespräche zu seinen Zeiten gehabt —»

Im Herbst ist dann der vordem offenbar von seinen Eltern nur allzusehr verzärtelte Knabe abermals erkrankt. Es haben allerdings damals in Zürich viele, und auch Bullingers, an einem eigentümlichen Kopfweh gelitten, welches Friedrich von Salis übrigens bereits in Venedig kennengelernt und hernach zusamt den Seinen und vielen seiner Landsleute im Ober-Engadin auch persönlich hat erdulden müssen. Bei Hans aber zeigten sich zudem Schwären am Unterleib, welche freilich dann zufriedenstellend recht bald schon wieder gewichen und abgeheilt seien. Beruhigend meldet Bullinger am 8. Oktober ins Engadin: «Es ist ein alt sprüchwort, rüdig und unflätig in der iugendt, suber und rein im allter» und mit eigener Hand hat Hans, zweifellos auf seines Ziehvaters Geheiß, hinzugefügt: «Vatter, es ist guot um mich und gruotz dich und die muoter fast trulich.»

Sieben Wochen später sodann, am 25. November, ging aus dem Antistitium in Zürich ein Schreiben folgenden Inhalts gen Rätien:

«Unser lieber Sohn Johannes ist, Gott Lob! gesund und macht in den Studien für sein Alter erfreuliche Fortschritte. Freilich erlauben mir meine mannigfachen Geschäfte und die öfter, als mir lieb ist, wiederkehrenden körperlichen Anfechtungen nicht, ihm selbst Lektionen zu geben; doch prüfe ich ihn manchmal. Täglich geht er eine Stunde zum Provisor, der ihn mit andern Knaben in den Regeln der Grammatik unterweist. Er muß mir fleißig zu Hause bleiben, um nicht auf der Gasse die köstliche Zeit zu verschleudern. Übrigens lasse ich ihm dann auch seine Erholungsstunden; denn meiner Meinung nach erzweckt man durch übertriebene Strenge so wenig

Gutes als durch übertriebene Nachsicht und Güte. Im übrigen halte ich ihn ganz wie meine eigenen Kinder. Alle seine Anliegen, Wünsche und Bedürfnisse darf er mir offenherzig sagen. So sehr mir überflüssige Ausgaben zuwider sind, sowenig leide ich, daß es ihm am Nützlichen oder Nötigen gebreche, oder daß ihm dies nur kärglich zukomme. Mit Kleidern ist er hinreichend versehen; doch hat er mich jüngst um einen Pelzrock gebeten und ich werde ihm einen kaufen. Er hat das Geld noch, das Du ihm geschickt hast. Ich erlaube ihm nicht, es nach seinem Gelüsten auszugeben und viel zu krämlen. Denn manche hoffnungsvollen Knaben sind dadurch, wie ich selbst erfahren, zu Grunde gerichtet worden. Hinwider schärfe ich ihm oftmals ein, es nicht zu verheimlichen, wenn er etwas wünsche. ‚Es ist nie guot gsin, dz junge Knaben heimlich gelt ghabt und damit mögen krämlen und schaffen, was sy gewöllen.' Er ist zwar Meister über das Geld und hat es in seiner Verwahrung; aber er soll Rechnung geben von allem, wenn ich darum frage. Er ist brav und verbraucht nichts ohne mein Vorwissen; den größeren Teil aber hat er noch nicht angegriffen. Kurz, laß Dir um ihn nicht bange sein, es soll ihm an nichts Notwendigem fehlen.»

Man sieht, wie einläßlich und verantwortungsvoll für den Knaben gesorgt wurde. Wenige Monate darnach aber sollte solche Umsicht in einer zunächst von keiner Seite vorauszusehenden Weise in Frage gestellt werden. Dem wäre vorauszuschicken, daß der Vater des Friedrich von Salis, der damals bereits über siebzigjährige Rudolf von Salis, in vorgerückten Jahren ein zweites Mal geheiratet und aus dieser Spät-Ehe einige Söhne bekommen hatte, welche alle zwar Hansens Oheime, in Wirklichkeit aber zum Teil mit ihm fast gleichen Alters waren. Mit zweien dieser seiner um eine volle Generation jüngeren Halbbrüder, wie man sehen wird recht ungezogenen und eigenwilligen Bürschchen, kam Friedrich von Salis in den ersten Februartagen des Jahres 1558 nach Zürich, da auch sie daselbst die Schule besuchen sollten. Bullinger hatte man zuvor schon brieflich angelegentlich gebeten, er möge auch diesen beiden in seinem eigenen Hause Herberge gönnen. Er hat dann aber nur den einen, Hector, bei sich aufgenommen, den andern, Josua, aber bei dem Locarner Besozzo untergebracht. Seine Gutwilligkeit jedoch sollte sich in der Folge für sein Haus und nicht zuletzt auch für den vordem so lenksamen Johannes Travers als recht fatal erweisen. Wenige Wochen schon, nachdem er nun denn also zwei Salis-Buben zu hüten hatte, noch im Februar desselben Jahres 1558, schrieb er an Friedrich, Hans zwar gelte ihm weiter gleich einem lieben Sohn und gewiß werde der Vater dereinst Freude in reichem Maße an ihm erleben; freilich gelte es derzeit sehr, darum besorgt zu sein, daß er nicht verdorben werde. In all der Zeit, in welcher Hans nun bei ihm geweilt (und das war nun immerhin schon über ein Jahr lang), habe er nie wider ihn die Rute brauchen müssen; «bei Hector dagegen war es in der kurzen Zeit schon nötig. Er hat einen heftigen, hartnäckigen Sinn und läßt sich nur mit größter Mühe von seinem Vorhaben und von der gewohnten Art abbringen. Doch will ich mit väterlicher Sorge, Wohlwollen und mäßiger Strenge seine Fehler zu bessern suchen. Für den Anfang scheint er mir gar zu viel zu treiben; das Lautenspiel könnte er besser zu andrer Zeit erlernen, und ich sähe es lieber, wenn er jetzt nur auf die Schule und die Sprache sowie auf das Schreiben Fleiß verwendete. —» Worauf Friedrich, und bald auch der alte Rudolf von Salis, Bullinger dringend baten, doch ja mit Hector streng zu verfahren und gegebenenfalls ohne Nachsicht die Rute zu gebrauchen.

Ende April sodann mußte Bullinger melden, Hans sei leider neuerdings von einem Ausschlag befallen und habe zudem am Hals einen stark eiternden Furunkel, worauf er des weiteren hinzufügt, er glaube bemerkt zu haben, daß die Knaben nicht ungern nach Baden gingen. Er jedoch halte einen derartigen Unterbruch ihrer Studien derzeit keineswegs für ratsam, für Hector schon gar nicht, denn ihn könne man schon daheim nur mit Mühe und Not zur Erfüllung seiner Pflichten bewegen; ein Unterbruch vollends würde an ihm jegliche Mühe zunichte machen. Und wer denn in Baden ihn beaufsichtigen solle? Sein ganzer Trotz jedenfalls hätte hernach von neuem gebrochen zu werden. — Er lasse Hectors Vater grüßen, schreibt er am Schluß und läßt zugleich deutlich durchblicken, es falle ihm ohnehin schwer genug, den ungebärdigen Knaben noch länger betreuen zu müssen. «Wenn

nicht die Rücksicht auf ihn und Deine Freundschaft mich bestimmte, so wollte ich sicherlich dieser Last überhoben sein; doch um Euretwillen thue ich gerne, was ich kann.»

Die Dinge standen nun freilich vermutlich so, daß Friedrich seinerseits seinem eigenen Sprößling, dem er so leicht nicht etwas abzuschlagen vermochte, die Einwilligung, sich nach Baden zu begehen, bereits erteilt hatte. Bullingers Bedenken aber vermochte er sich selbstveständlich nicht zu verschließen, und auch Hans hätte sich angesichts seiner angeborenen Gutartigkeit wider die Rückgängigmachung der Erlaubnis wohl kaum ernstlich gesträubt. Hector hingegen, man wird sehen, erbitterte solcher Entscheid, und er trachtete alsbald darnach, ihn wirksam zu durchkreuzen und doch noch auf seine Rechnung zu kommen. Jedenfalls baten die beiden Buben Bullinger am 10. Juni unversehens, nunmehr anstatt nach Baden nach Chur reisen zu dürfen; Caspar, Victors und Josuas älterer Bruder, habe sie eingeladen. Bullinger aber, dem die Angelegenheit sogleich recht verdächtig vorgekommen sein mag, beschied sie einstweilen damit, sie möchten sich gedulden; er wünsche der Sache vorerst selber noch nachzugehen. Und weil just ein Bote zur Verfügung stand, ein Jüngling, der soeben heim zu den Seinen nach Chur abzureisen im Begriffe war, muß er sich gleich hingesetzt und sowohl an Friedrich als auch an besagten Caspar von Salis einen Brief aufgesetzt haben, in welchem er um Erläuterung zu der Buben Begehr bat.

Die aber waren nun einmal nicht willens, auf ihr ausgehecktes Bubenstück zu verzichten. Zusammen mit Josua und einem weiteren Kumpanen, der bei Bullingers Tochtermann Lavater, dem damaligen Archidiakon am Großmünster, wohnte, machten sie sich, angeführt von Hector, noch selbigen Tags heimlich auf und davon. Entsetzt sah Frau Bullinger ihre Kostgänger gegen Abend auf der Limmat seeaufwärts davonfahren. In einer nahegelegenen Bäckerei hätten sie ein knappes Abschiedsbrieflein hinterlassen.

Da war denn Bullingers Entrüstung groß. Schlimm muß es den weltweit verehrten Zürcher Kirchenvorsteher mit seinen damals 54 Jahren angekommen sein, sich solchermaßen düpiert zu sehen. Seinen ersten Schreiben, welche soeben erst abgegangen waren — hinterher befürchtete er sogar, unnötigerweise zwar, wie sich dann herausstellte, es habe jener jugendliche Bote womöglich mit den Ausreißern gemeinsame Sache gemacht und seine Briefe in Chur, wo damals sowohl Friedrich als auch dessen Stiefbruder weilten, gar nicht abgeliefert — seinen ersten Schreiben sandte er andern Tags einen sehr dezidierten und ausführlichen Schreibebrief hinterher, den wir im Folgenden vollumfänglich wiedergeben, nicht in seinem altertümlichen Deutsch zwar, da es nicht eben leicht zu verstehen ist, sondern dem Leser zuliebe weitgehend in heutiger Ausdrucksweise.

«Dem Edlen vesten Fridrych von Salis, und so der nicht in Chur weilen sollte, an Caspar von Salis in Chur, seinen günstigen lieben Junker.

Chur.

Meinen willigen Dienst und alles Gute zuvor. Edler, fester (= die Anrede ‚vester', abgeleitet von Feste, Festung, gönnte man als Prädikat damals den Ritterbürtigen), insbesondere wohlmeinender und geliebter Junker, ich nehme an, der Brief, den ich Euch und auch jener andere, den ich an Eueren Bruder, den Junker Caspar von Salis geschrieben, und die ich Lienhart Lindiner, unserem Schulstipendiaten, Eueres zu Chur amtenden Schulmeister Lindiners Sohn, gestern mitgab, mit dem ernstlichen Befehl, sie Euch auszuhändigen, seien Euch zugekommen; wo nicht, so fragt nach beim Schulmeister, denn Lindiner ist zu seinem Vater gereist. Etliche Umstände lassen mich nämlich argwöhnen, daß besagter Lindiner vom Davonlaufen Euerer Knaben Kenntnis hatte, weswegen ich befürchte, er habe die Briefe an Euch und Eueren Bruder nicht überbracht. Sollte solches der Fall sein, oder sollte er vorgeben, er hätte den Brief verloren, so ist dessen Inhalt kurz der Folgende:

Hans und Hector sind gestern nachmittag zu mir gekommen und begehrten, ich möge ihnen erlauben, nach Chur hinaufzufahren. So fragte ich sie denn, ob sie hierzu Euer Einverständnis und Euere Zusage hätten. Nein, sagten sie, aber Caspar habe ihnen geschrieben. Und als ich den Brief forderte, hatte er kein Siegel, so daß die Sache mir gleich verdächtig vorkam, besonders da in dem Briefe stand, Hector wünsche, daß man sie nach Chur kommen lasse, um ihnen eine Freude zu machen. Mir fiel ein, was seiner Mutter Bruder mir damals berichtet, wie nämlich Hector seinerzeit so erbost ‚ab der Etsch', wohin man ihn gebracht, wieder habe heimreiten wollen etc. Da Ihr mir auftrugt, die Knaben nirgendwo hinzuschik-

ken, es sei denn, eine Seuche bräche aus, und Ihr mir mit eigener Hand schriebt, in solchem Falle solle ich sie mit einem eigens dafür bestellten Boten nach Chur schicken, auch derzeit niemand vorhanden war, dem ich die Knaben hätte anvertrauen können und ich hätte befürchten müssen, es widerführe ihnen Ungutes auf der Straße, besonders in so böser, untreuer Welt, so hieß ich sie daheimbleiben, denn ich könne und wolle ihrem Begehren nicht stattgeben; doch wolle ich Euch und Junker Caspar anfragen, ob Ihr sie tatsächlich zu sehen begehrtet und es damit seine Richtigkeit habe, und würdet Ihr über 8 Tage Bescheid sagen, so wolle ich sie ziehen lassen und zwar auf jene Art und Weise, welche Ihr mir in Euerem Berichte bezeichnen würdet. So viel wurde zwischen uns ausgehandelt und ist zum Teil niedergelegt in meinen beiden Briefen an Euch. Damit, war ich der Meinung, hätten sie sich gehorsam fügen und Euern Bescheid abwarten sollen.

Jedoch wie ich zunacht gegessen hatte und mit meinen beiden Tochtermännern wegging, etliche meiner Geschäfte zu verrichten und auf die Nacht wieder heimkam, taten meine Frau und die Meinen mir kund, daß die beiden ein Schiff bestiegen und seeaufwärts gefahren wären und bei der Magd eines Bäckers ein Brieflein hinterlegt hätten, darin sie mir ihren Abschied anzeigten etc. Es hat sich auch Dosy zu ihnen gesellt, der bei meinem Tochtermann Herrn Lavater logiert und zwar hinter dessen Rücken und gegen seinen Willen. Und wiewohl ich allezeit habe befürchten müssen, Hector werde bei seiner gewohnten Bosheit einestags als Rädelsführer Unfug anstellen, so habe ich doch Hans so wohl vertraut, daß ich nicht gedacht hätte, daß er sich so frevlen Ungehorsams schuldig machte, sondern verständiger sei (denn Verstand hat er genug), wohlwissend, daß er mit solchem Davonlaufen allerlei Verdacht über sie und über uns bringen würde etc.

Nun es ihnen aber gefallen hat und sie lieber ihrem Ungehorsam frönen als 8 Tage auf Eueren Bescheid und meine Erlaubnis warten wollten, so muß ich's geschehen lassen, wiewohl ich wollte, es wäre nicht geschehen und sie auf eine andere Art von hier abgereist wären. So will ich Euch denn nicht verhehlen, daß ich, so Ihr vielleicht Willens sein solltet, die Knaben wieder zurückzuschicken und sie mir neuerdings anzubefehlen, sie nicht mehr in mein Haus und meine Obsorge aufnehmen will. Freundlich bitte ich Euch, Ihr möget Euch bescheiden an meinem Fleiß, meiner Mühe und Arbeit, welche ich an sie verwendet habe. Ich erachte als gänzlich gewiß, daß die Knaben, so sie die Wahrheit zu sagen gewillt sind, alles Gute von mir und nichts Arges von den Meinen sagen werden, es wäre denn, sie klagten, daß wir sie zuweilen rauh angefahren, aber allein nur, um sie in Ehre und Zucht zu behalten. Ich habe übrigens so rauh nie gehandelt, daß ich nicht Anlaß gehabt hätte, rauher noch vorzugehen, freilich nicht insbesondere gegen Hans, wohl aber gegen Hector. Zwar will ich nichts Unehrenhaftes von ihm sagen, als daß er ein unstäter, gar böser Bub ist, der vieler Zucht, Lehre, Arbeit und Meisterschaft bedarf, so viel, daß ich ihrer müde bin und es mir zuviel geworden ist etc.

Ich trachte dieser Tage baldmöglichst in Erfahrung zu bringen, was sie beim Tuchhändler, Schneider, Schuhmacher etc. schuldig sind, auch was sie mir oder ich Euch (da Ihr mir Kostgeld gegeben) schuldig sei. Das alles will ich aufzeichnen und Euch zuschicken, hoffend, daß wir uns wohl einig werden und allezeit gut Freund wie bisher bleiben und darob nicht uneins werden. Ihre Habe soll hier wohlverwahrt bleiben, bis ihr kundtut, wem sie ausgehändigt werden soll.

Zuletzt aber, günstiger lieber Junker, bitte ich, Ihr wollet mir nicht verargen, was ich Euch hiermit wohlmeinend zu bedenken gebe: Ihr wißt, es ist nicht gut, wenn zart erzogene Kinder, so sie zu andern Leuten kommen, welche sie gerne recht erzögen, merken, daß sie an den Ihren Rückendeckung haben, daß man ihren Anfechtungen nachsinnt und ihren Begehren nachzugeben und zu willfahren bereit ist. In solchem Falle nämlich ist alle Disziplin unfruchtbar und verdirbt in kurzer Zeit an den meisterlosen Kindern (damit meint Bullinger verwöhnte, des Gehorsams ungewohnte Jugend) viel mehr, so daß viel Zeit aufgewendet zu werden hat, sie mit Strenge und Zucht wieder zu Ehren und auf den rechten Weg zu bringen. Da denn also Hector nach Chur zu reisen begehrte, um Freude zu haben, wäre es viel wohlerwogener gewesen, man hätte ihm eine tapfere Antwort geschrieben, als ihm stattzugeben und ihn heimzurufen etc. Ich kann Euch sagen, seit er Hansens Genosse geworden, hat Hans sich keineswegs etwa gebessert und war weniger fleißig als zuvor; ich aber hatte mehr zusätzliche Arbeit und Sorgen. Sie waren oft außer Haus, denn Hector mag sich nicht stillhalten noch Ruhe zu bewahren. Ich habe ihnen wiederholt verboten, sich insbesondere den Welschen (deren hier etliche frech und ungezogen sind) zuzugesellen; aber Hector hat sich nie daran gehalten und hat auch Hans verführt, so daß meine Frau zu Hans oft und immer wieder gesagt hat: Ich hoffte, du würdest Hector nachziehen, nun muß ich erfahren, daß er es ist, der dich zieht etc. Es wird Euch, lieber Junker, nötig sein, mit den Knaben, besonders mit Hector, derart zu verfahren, daß er, so man recht und geziemend mit ihm umgeht, nicht Rückendeckung weder bei Euch noch bei andern, welche ihm zugetan sind, finde, sondern wisse, daß er eben gehorsam zu sein und recht zu tun habe. Sonst nämlich wird kein Wohlmeinender sich gerne seiner annehmen. So hoffnungslos ist es immerhin nicht um ihn bestellt, daß er mit Mühe und Arbeit nicht doch noch zu erziehen wäre. Ich jedoch, der ich wähnte, ihn auf den rechten Weg gebracht zu haben, da macht er sich wahrhaftig auf und davon wie ein Hase, ‚der inngehallten und hällen hymel sieht'. Ich befürchte, auch mein Tochtermann, Herr Ludwig La-

vater, werde Dosy auf so frevlen Ungehorsam hin nicht mehr aufnehmen; er hatte auch übrigens viel mit den unsern zu verhandeln und zu tuscheln, so daß ich annehmen muß, es stifte einer den andern zum Bösen auf. Man müßte sie sich ernsthaft vornehmen und mit ihnen reden, sonst stellen sie sich arglos (dann sunst thuond sy wie unwüssend) und verführen einander. Solches verstehe man in gutem Sinne von mir, denn ich tue es im Guten. Gott mit Euch und allen den Euern.

Datum Zürych 11. Juny Anno 1558.

Heinrich Bullinger.

Ich habe vieler Geschäfte wegen keine Zeit, den Brief abzuschreiben; nichts für ungut.

Es ist übrigens Dr. phil. Traugott Schieß (1864—1935) gewesen, ein Gelehrter, welcher sich Jahrzehnte lang mit Bullinger beschäftigte, der vor nunmehr an die siebzig Jahren, zu einer Zeit, da er an der Kantonsschule in Chur alte Sprachen lehrte, diesen Brief ans Licht gebracht und im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1901 zum erstenmal in seinem vollen altertümlichen Original-Wortlaut veröffentlicht hat. Im selben Jahre 1901 ist er dann Stadtarchivar in St. Gallen geworden. Er fand im Staatsarchiv und in der Stadtbibliothek in Zürich Korrespondenzen in Menge, welche Zwinglis Nachfolger mit bündnerischen Staatsmännern, Geistlichen und Gelehrten geführt hat. Ab 1904 dann begann er die Ergebnisse seiner Nachforschungen unter dem Titel «Bullingers Korrespondenz mit den Graubündnern» in den «Quellen zur Schweizergeschichte» zu veröffentlichen. Jene drei Bände sind freilich längst vergriffen; es ist aber seit kurzem davon ein Nachdruck zu haben.

Sehr fleißig hat Bullinger Briefe gewechselt zumal mit den Churer Stadtpfarrern Comander, Gallicius und Fabricius. Zu Hunderten hat Schieß, der nachmals dann von der Heidelberger Universität mit dem Titel eines Dr. theol. ehrenhalber ausgezeichnet wurde, sie in den genannten Archiven eingelagert vorgefunden, zum Teil in Abschriften, welche der Pfarrer und Bündner Kirchen-Historiker Peter Dominicus Rosius a Porta von Fetan (1732—1806) seinerzeit zuhanden seiner Bündner Reformationsgeschichte angefertigt hatte.

Ein klangvoller Name übrigens wie der des soeben erwähnten Johannes Fabricius Montanus wurde nach Humanistenbrauch ganz einfach abgeleitet aus dem Namen Hans Schmid, gebürtig aus Bergheim im Elsaß. Solch aufwertende Latinisierungen, auch Gräcisierungen, waren im 16. Jahrhundert gang und gäbe. Jakob Wiesendanger zum Beispiel, eines Ziegelbrenners Sohn aus der zürcherischen Gemeinde Dinhard, der dann zu Basel ein angesehener Buchdrucker ward, nannte sich Ceporinus, Johannes Hausschein, Basels Reformator, ward zu Oecolompad, Conrad Pellicanus, den Zwingli nach Zürich berief, damit er an der «Bibelerklärungsschule» Hebräischunterricht erteile, hieß ursprünglich Kürschner, Theodor Buchmann, Zwinglis Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Theologie, ward umbenannt in Bibliander, Vogel von Glarus ward zu Avienus, und Josua Maler, ein origineller Memoirenschreiber des 16. Jahrhunderts, gestorben als Pfarrer zu Glattfelden im Jahre 1589, nannte sich Pictorius. Eine Sonderstellung aber in dieser Reihe nimmt der Basler Antistes Myconius ein. Er war gebürtig aus dem Luzernischen und hieß ursprünglich Oswald Geißhüsler, ward dann zu Molitor und endlich zu Myconius, Phantasie-Namen, den ihm Erasmus verliehen haben soll, der Überlieferung zufolge, «weil er es hübsch fand, Leute mit spärlichem Haarwuchs Myconii zu heißen, da laut Strabo (dem griechischen Geographen aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert) die Bewohner der Cycladen-Insel Myconos allgemein als Kahlköpfe galten».

Doch zurück zu unseren Ausreißern. Sogar die Abrechnung, welche Bullinger damals über seine beiden Kostgänger baldigst nach Chur zu erstatten in Aussicht gestellt hatte, ist erhalten geblieben. Er hat sie freilich dann erst am 9. Dezember abgesandt, nicht ohne dazu zu bemerken, zum eigentlichen Pensionsgeld hinzu all diesen Kleinkram mitverrechnen zu müssen, sei ihm recht lästig gefallen. Es galt, jene Pöstlein zusammenzustellen, welche sich aufgelaufen hatten seit dem 8. Februar, an welchem Hector mit in seine Hausgemeinschaft aufgenommen worden war, einen Zeitraum, gerechnet bis zum Tage, an dem die Buben sich davongemacht, von — wie er ver-

merkt — genau 18 Wochen und 3 Tagen, die Woche zu einem halben Gulden, resp. einem Zürcher Pfund gerechnet. Zu den Aufwendungen für Speise und Trank, für Bett, Herberge, Wäsche usw. («spys, Dranck, geliger, herberig, Wäschen etc.») kamen Auslagen zum Beispiel für Schnüre, für ein zweisprachiges Testament in Griechisch und Latein, für Federn, Federmesser und Papier, für Schuhnestel und Seife, für den Barbier, den Schuhmacher, für den Unterricht beim Salmen-Wirt im Lautenspiel, für Saiten, ferner für ein Barett und für Tuch, welches Hans anscheinend hatte besorgen müssen, auch für irgendwelches Sümmchen, das «dem Elsy von Uster» ausgehändigt worden war.

Die Rechnung für Hector verzeichnet das gleiche bescheidene Kostgeld und hinzu sehr ähnliche Nebenauslagen. Auch er erlernte bei besagtem Gastwirt «zum Salmen, Heinrychen berckern» das Lautenspiel, auch er brauchte Schuhwerk und wurde in den Schergaden, will sagen die Barbierstube geschickt, auch in seinem Namen wurde am selben 3. April besagtem Elsy von Uster irgendwelcher Obulus überreicht. Seine Rechnung weist überdies Beträge auf für Buchbinderarbeiten, für Wachs, für Zwilch zu einem Kleid und für das Nähen desselben, für Haften zu Hosen und endlich für eine Messerscheide. Es ist anzunehmen, daß die Buben in Zürich damals, gleich den Erwachsenen, ganz allgemein kleine Beimesser umgeschnallt trugen. Bullinger jedenfalls hat das seine vermutlich nicht einmal auf der Kanzel abgelegt. So wenigstens geht es aus einer Schilderung hervor, welche seine persönliche Erscheinung charakterisiert: «Wenn der ansehnliche, stattliche Pfarrherr mit den edlen Zügen, der frischen Gesichtsfarbe, dem schönnen weißen Bart, im schwarzen Pelzrock, im weißen Wams und roten Brusttuch, das Stilet im Gürtel, durch die Straßen schritt, freundlich und doch Ehrfurcht gebietend, wie weidete sich da jeder an dem Anblick des Mannes, welcher der Stolz und die Zierde Zürichs war.»

Betrachten wir nun zum Schluß kurz noch die weiteren Geschicke unserer Bündnerbuben. In Chur rief ihr unerbetenes Erscheinen in jenem Frühsommer des Jahres 1558 jedenfalls Verblüffung und heftigen Unwillen hervor, und rasch stellte sich heraus, daß vorab Hector und Josua den unguten Plan ausgeheckt und heimlich jenes siegellose Schriftstück gefertigt hatten, darin angeblich ihr Bruder Caspar sie nach Chur einlud. Die Salis-Sprößlinge tauchten nicht zuletzt gänzlich zur Unzeit auf, weil Friedrich damals soeben im Begriffe war, mit Kaspar nach Ungarn aufzubrechen. Es galt, dort die Angelegenheiten eines weiteren Bruders zu ordnen, Antons, gewesenem Feldzeugmeister in kaiserlichen Diensten, der vor kurzem in Linz gestorben war. So blieb denn nichts anderes übrig, als die Buben, nachdem man sie vorerst einmal gehörig ins Gebet genommen, schleunig einstweilen heim nach Samaden zu schicken, Hans zerknirscht und in Tränen aufgelöst, Hector wie stets aufsässig und hochzuroß. Friedrich von Salis aber entschuldigte sich umgehend bei Bullinger für ihr ganz und gar ungebührliches Verhalten, ließ durchblikken, seinen Hans treffe so gut wie gar keine Schuld, da er einmal mehr verführt worden und lediglich Mitläufer gewesen sei, und angelegentlich ward gebeten, man möge die Jungen doch ja später dann in Zürich gutwillig von neuem in Obhut nehmen.

Erst im Oktober ist Friedrich, der seinen viel jüngeren Stiefbruder allein nach Ungarn hatte weiterreisen lassen, wieder in Samaden eingetroffen, nachdem er aus Wien mehrmals Briefe an Bullinger abgesandt hatte. Da mittlerweile auch sein greiser Vater um Nachsicht für seine bösen Buben gebeten hatte, war der Großmünster-Pfarrer endlich soweit wieder versöhnt und bereit, nicht nur Hans, sondern sogar den schlimmen Hector in der Tat abermals zu beherbergen, wurde dann freilich ungeduldig, als die Buben gar so lange nicht bei ihm eintrafen, weil er nämlich ihr Logis mehr als ein Mal anderweitig hätte ausmieten können; denn angesichts seines bedeutenden Haushalts kamen ihm Kostgelder, wiewohl er sie wie gesagt äußerst bescheiden anzusetzen pflegte, anscheinend doch sehr zupaß. Endlich

Mitte November dann, nachdem zuvor beispielsweise der Sohn des französischen Gesandten von Bullingers hatte abgewiesen werden müssen, traf Hector wieder bei ihnen ein. Für Hans aber, damit er nicht abermals dessen fragwürdigem Einfluß erliege, wurde eine andere Lösung gefunden. Vermutlich gelüstete den Verzärtelten ohnehin nicht darnach, neuerdings im Hause des gestrengen Herrn Antistes ankehren zu müssen, trotzdem man ihm dort stets gerecht und liebevoll begegnet war. Sei dem, wie ihm wolle, Hans wurde nach Basel geschickt, wo vorzeiten schon sein Vater studiert hatte. Er muß in Gesellschaft weiterer Bündnerjünglinge gereist sein. Wer weiß, vielleicht befand sich Johannes Nicolaus Stupanus aus Pontresina (1542—1621) unter ihnen, von dem jedenfalls bezeugt ist, daß er 1558 sein Hochschulstudium in Basel aufnahm und später dann zum Arzt promovierte. In Zürich scheint der kleine Trupp kurz Station gemacht zu haben. Hans von Salis aber sei erst am zweiten Tag ihres Aufenthalts bei Bullingers aufgetaucht und habe anscheinend recht kleinlaut und verlegen einen Brief seines Vaters überbracht. Eine Einladung zum Abendessen habe er zwar angenommen, habe hinterher jedoch absagen lassen und sei erst tags darauf, kurz vor der Weiterreise rasch nochmals erschienen, um seine vom Sommer her da immer noch lagernden Sachen abzuholen. Empfehlungen, welche Bullinger ihm mittlerweile nach Basel ausgefertigt hatte, scheint er nicht verwendet zu haben. Sein vormaliger Pflegevater hätte den sensiblen Burschen nämlich gern bei einem seiner Amtskollegen untergebracht gesehen, mußte dann aber durch Pfarrer Fabricius Montanus vernehmen, die jungen Bündner seien in Basel gegen teures Geld bei einem ehemaligen Gastwirt untergekommen.

Nicht lange darnach übrigens mußte Bullinger, der ohnehin mit Hector wiederum «unmuoß und khumerß» (Ärger und Kummer) genug auszustehen hatte, erfahren, Hans habe verlauten lassen, er habe seinerzeit in Zürich weder genug zu essen noch genug zu trinken bekommen, für Bullinger und die Seinen verständlichermaßen höchst kränkende Äußerungen, welche Friedrich von Salis am 9. März 1559 mit Bestürzung zu entkräften unternahm. Er ließ Bullinger wissen, solche Unterstellung bekümmere ihn ganz unsäglich, und vermutlich stecke da wohl einmal wieder Hector dahinter; sein Hans jedenfalls habe von seinem Zürcher Aufenthalt je und je nur Gutes zu berichten gehabt:

«— So versichere ich denn bei Treu und Glauben und hochgebührender Wahrhaftigkeit, daß sich mein Sohn in Euerer und Eueres Hausgesindes Obhut so wohl befand, wie dies immer nur möglich gewesen und ich nie auch nur das mindeste von ihm vernommen, dessen er sich beklagt hätte. Ja er hat es mir und all den Meinen mehr als oft gerühmt, wie ihm nichts gemangelt und ihm allerwegen von allen das Beste getan worden sei, welches ich hiermit bei Eidespflicht bekannt haben will. Deswegen, günstiger Herr, ist meine treuliche Bitte an Euch, Ihr möget solches Gerede nicht zu Herzen nehmen, welches da wider meinen Sohn ausgestreut worden, sondern mir in diesem Falle (da ich Euch die lautere Wahrheit anzeige) Glauben schenken —».

Es soll dann aber doch nicht Hector gewesen sein, der solchen Makel über den Oberhirten der Zürcher Kirche zu bringen versucht hatte. Für einmal konnte Bullinger den ungebärdigen Burschen in Schutz nehmen. Im übrigen sucht er Hansens Vater in Samaden mit folgenden Worten zu begütigen:

«Ich weiß, daß Du eine bessere Meinung von mir hast, als daß Du glaubtest, ich hätte dem Knaben den notwendigen Unterhalt entzogen, und da ich ein gutes Gewissen habe, achte ich alle Verleumdungen und Klagen nichts.»

Von der Last, Hector weiter zu betreuen, aber suchte er sich dennoch mit Entschiedenheit nunmehr ein für allemal zu befreien. Der Bub sei nun einmal schwierig, meldet er im selben Briefe: «Fast täglich schelte ich ihn aus, doch bin ich ihm solches schuldig; der Schläge enthalte ich mich, wennschon er oftmals solche verdiente.» Der Knabe, dünke ihn, müßte in Kost gegeben werden bei einem, der mehr Muße hätte, sich mit ihm abzugeben und sich nicht bedächte, die Rute anzuwenden. — Da auch Besozzo, bei dem Josua wiederum untergekommen war, sich zu beklagen hatte, ließen die beiden es auch den alten Vater Rudolf von Salis wissen, sie seien nicht gewillt, seine Sprößlinge noch länger bei sich im Hause zu

haben, und so wurde Hector denn endlich bei einem Schulmeister mit Namen Guldibeck plaziert. Er soll übrigens gleich seinem Bruder Josua mit der Zeit dann doch lenksamer und einsichtiger geworden sein. Jedenfalls verlautete, in ihrer Heimat hätten sie beide nachmals angesehene Stellungen innegehabt.

Von Hans aber weiß man, daß er schon nach einem halben Jahr aus Basel wieder heimgekehrt ist und dann ab Anfang Juni manchen Monat recht untätig und vorab auf seiner Laute klimpernd mit den Seinen in Chiavenna weilte, wohin sein Vater mittlerweile für die Dauer von zwei Jahren zum Comissarius bestellt worden war. Erst ab Ende November habe er dort wieder einigen Unterricht genossen. Nach der Rückkehr ins Engadin sei dann wiederum der schon erwähnte Johannes Jenatsch sein Lehrer gewesen. Im November 1562 sodann finden wir ihn neuerdings in Basel, diesmal als eigentlichen Hochschulstudenten, bis man ihn übers Jahr dann eilends heimrief, weil dort einmal wieder die Pest ausgebrochen war. Über seinen fürderen Studiengang ist nichts bekannt. Möglicherweise hat er sich zur weiteren Ausbildung noch nach Padua begeben. Bezeugt aber ist, daß er schon im Jahre 1569 im Engadin als allseits beliebter Richter tätig war und daß er sage und schreibe damals bereits «fünf schöne, begabte Kinder» hatte. Er muß demnach schon mit etwa achtzehn Jahren geheiratet und sich alsbald eine ständig sich vergrößernde Familie zugelegt haben. Schon im Jahre 1571 finden wir ihn seinerseits als «Commissari zu Cläven»; 1583 war er sogenannter Vikar des Veltlins, war genau wie sein Vater Gesandter in Venedig und ist dann, aus heute wohl kaum mehr klarzustellenden Gründen, 1621 Bürger von Schaffhausen geworden. 78 Jahre alt ist er geworden. Sein Vater aber ist schon im Sommer des Jahres 1570, fünf Jahre vor Bullinger, im Alter von nur etwa 58 Jahren gestorben. Bis zu seinem Tode ließ er sich's angelegen sein, den Freund sowohl über den Gang der Reformation in Rätien als auch über seine und der Seinen Lebensumstände auf dem laufenden zu halten. Immerhin hat er es noch erleben dürfen, seinen Einzigen gefestigt und wohlgelitten, in Amt und Würden und gesegnet mit einer erfreulichen Nachkommenschaft, zu sehen. Noch auf seinem Sterbelager aber habe er seine Gedanken nach Zürich schweifen und seinem verehrten Bullinger in großer Dankbarkeit Lebewohl sagen lassen.

Um die Sichtbarmachung der großen Gestalten der Zürcher Reformation und ihrer Werke haben sich immer wieder auch Ausländer verdient gemacht. Ein Tiroler, der Bildhauer Heinrich Natter (1846—1892), ist es gewesen, der im letzten Jahrhundert jenes meisterliche Bronzestandbild Zwinglis schuf, das sich seit dem Jahre 1885 auf seinem hohen Sockel vor der Wasserkirche am Limmatquai in Zürich erhebt. Ein Sachse, aus Meißen gebürtig, Otto Münch (1885—1965), schuf jene beiden dunklen Bronzeportale am Großmünster, entstanden zwischen 1935 und 1950, die Zwinglitüre mit ihrer auf vielen Feldern dargestellten Reformationsgeschichte und die sogenannte Bibeltüre, auf welcher in zweiundvierzig Einzeldarstellungen die Zehn Gebote, das Unservater und das Apostolische Glaubensbekenntnis dargestellt sind. Bullingers Nachlaß sodann, um dessen Sichtung und Katalogisierung besonders der Briefe sich nach Traugott Schieß auch der Zürcher Verleger Max Niehans verdient gemacht hat, wird seit einigen Jahren betreut von dem deutschen Theologen und namhaften Publizisten Joachim Staedtke, der sich seinen Doktorhut in Zürich geholt hat und als Oberassistent an der Forschungsstelle für schweizerische Reformationsgeschichte mit der Herausgabe der Werke und Briefe Heinrich Bullingers beauftragt ist.